

Wir wollen das Wesentliche bewahren. Deswegen brauchen wir den Wandel.
Hanna-Renate Laurien

Heraus aus den Verengungen

Das Zweite Vatikanum war der *große Aufbruch zu einem welt- und zeitoffenen Christentum*. Die katholische Kirche machte sich daran, aus europäisch-westlichen Verengungen aufzubrechen und im wirklichen Sinne *Weltkirche* zu werden, indem sie sich in ihrem Kult, in ihrem Gemeindeleben, in ihrer Theologie „fremden“, nicht europäisch assimilierten Kulturen öffnete. *Karl Rabner* sah im Weltkirchewerden der katholischen Kirche sogar die „bleibendste Errungenschaft“ des letzten Konzils.

Der Aufbruch des Konzils

Aber wie immer dem sei, die Kirche versuchte auf jeden Fall ihre monolithische Struktur aufzubrechen, entdeckte in sich selbst den größeren Reichtum einer *neuen Katholizität*, einer neuen Vielfalt in der Einheit. Katholisch wurde nicht mehr mit päpstlicher Einheitskirche gleichgesetzt. Regionalen und kontinentalen Kirchen wurde – wenn auch in Grenzen – zunehmend ein kräftigeres Eigenleben zugebilligt. Das Konzil brach den Schutzpanzer auf, mit dem sich die Kirche jahrhundertlang gegen den sich immer mehr beschleunigenden Wandel in der Gesellschaft zu immunisieren suchte. Es überdachte nicht nur das *Verhältnis zu den anderen christlichen Kirchen* und stellte es auf die neue Grundlage einer offenen Begegnungskökumene. Die Kirche öffnete sich im Zweiten Vatikanum – das gehörte zum Weltkirchewerden in einer Zeit, in der Religionen nirgends mehr für sich bleiben, sondern vom Einswerden der Welt her zum Miteinanderleben gezwungen sind – dem *Gespräch mit den nichtchristlichen Religionen* und erkannte deren Heilsbedeutung für die, die ihnen guten Glaubens angehören, an. Der Muslim, der Buddhist, der Animist, selbst der Atheist war nicht mehr länger *massa damnata*, sondern anerkannter, gesuchter Gesprächspartner.

Statt Abschottung wurde jetzt Offenheit gesucht und auch praktiziert. Kein möglicher „Partner“ wurde mehr *grundsätzlich* ausgeschlossen. Man wollte nicht nur die Begegnung mit Wissenschaft und Kunst – wenigstens vorübergehend verhalf das Konzil auch den vielen Debatten im Grenzbereich von Natur- und Humanwissen-

schaften zu einer neuen Blüte –, sondern pflegte den Dialog, die respektvolle Auseinandersetzung auch mit konkurrierenden Ideologien und Weltanschauungen – auch mit offensichtlichen Gegnern, sofern diese sich nicht selbst verweigerten oder das Christentum gewaltsam unterdrückten. *Dialog* war das Wort, das für zehn, fünfzehn Jahre zum Signum katholischer Weltbegegnung wurde: mit vielen Ausstrahlungen über die katholische Kirche hinaus.

Das Konzil war der große Schritt nach vorne, in die Wege geleitet von jenen Theologen und Kirchenmännern der älteren Generation – von den *Rabners, De Lubacs, Congars, Königs, Suenens, Döpfners* –, die sich aus theologischer Einsicht und aus seelsorglicher Sorge schon zu pianischen Zeiten über das immer größere Auseinanderklaffen von kirchlich-katholischem Christentum und moderner Welt Gedanken gemacht hatten. Er wurde mit aufgenommen und mitgetragen von den damals jüngeren, heute Fünfzig- bis Sechzigjährigen, denen das Konzil eine neue *Freude an der Kirche* vermittelte, aber auch die nüchterne Einschätzung, daß dieser Prozeß schwierig, krisenhaft und langwierig verlaufen würde. Doch von innen wie von außen wurde dem Katholizismus wieder etwas zugetraut – Einfluß auf die Lebensführung auf der Grundlage einer neuen, größeren innerkirchlichen Freiheit – und, wenn auch sehr begrenzt, so etwas wie zeitprägende und kulturgestaltende Kraft.

Den großen Aufbruch bejahten zur Zeit des Konzils nicht nur diejenigen, denen das johanneische „aggiornamento“ nicht weit genug gehen konnte. Die „Schleifung der Bastionen“ (*Hans Urs von Balthasar*), den „Ausbruch aus dem Getto“, die „Wendung zum Dialog“ befürworteten und vollzogen auch jene, die nach dem Konzil bald darüber erschrakten, *in welcher Richtung* die „Öffnung“ die Kirche zu verändern begann, und die entsetzliche Furcht überkam, als sie feststellen mußten, daß durch die geöffneten Fenster nicht nur auf kirchlichem Wege chemisch vorgereinigte Luft eindrang, sondern mit einem neuen Freiheitsgeist in der Kirche religiöse und profane Strebungen sich vermengten, die Gehorsamsstrukturen durcheinandergerieten, an kirchliche Autorität neue An-

forderungen gestellt wurden, der christliche Glaube da und dort durch ideologische Beimengungen vergiftet zu werden schien und das Bild der Kirche – jedenfalls in ihren Augen – sehr an Eindeutigkeit verlor.

Schon diese relativ raschen *Gegenreaktionen* zeigten, daß man sich die Sache ein bißchen zu einfach vorgestellt und in ihrem Vollzug ein wenig zu unbefangen, um nicht zu sagen naiv vorgegangen war: Als ob die während fast 500 Jahren entstandene und seit dem 19. Jahrhundert rapide sich verbreitende und vertiefende Kluft zwischen Kirche und moderner Welt sich in wenigen Jahren und mit einem einzigen Dokument – die Pastoralkonstitution „Gaudium et spes“ war immerhin das einzige, das ausschließlich aus dem Konzil selbst kam – schließen ließe. Und als ob fast 200 Jahre „Kulturseparatismus“ (*Bernhard Hansler*) mit all den Isolierungserscheinungen und Selbstbezogenheitssymptomen des geistig-gesellschaftlichen Außenseiters einfach abgestreift werden könnten wie ein zerschlissenes Hemd.

Das Lefebvre-Syndrom

Aber nur wenige widersprachen der Öffnung als solcher. Die *Widersprechenden* erhielten Jahre später allerdings wieder ein sehr viel größeres Gewicht, als sie auf dem Konzil noch hatten. Und es scheint weiter und wieder zu wachsen – jeweils mit Hilfe römischer Stellen – man könnte auch sagen Personalpolitik – und Unzufriedener vor Ort. Bei weitem nicht alle, die schon mit dem Konzil und noch mehr mit dessen Wirkungen – den echten und den zugeschriebenen – unzufrieden waren, landeten später bei *Lefebvres* – religiös-traditionalistischer und kirchlich-politisch integralistischer *Separatistenbewegung*. Doch es gibt heute nicht wenige – auch Einflußreiche –, die sogar für den Separatistenbischof Verständnis und eine gewisse Sympathie haben, weil er ein „heiligmäßiger Mann“ sei – so der Camerlengo des Kardinalskollegiums *Silvio Oddi* neulich in einem Kathpress-Gespräch – und weil sie seinen Katholizismus im Grunde für den reinen und deswegen besseren halten als den, der sich den Problemen der Zeit stellt und sich auf die Spannungen einläßt, die eine säkulare, aber deswegen nicht minder heilsbedürftige Welt in die Kirche hineinträgt.

Der Einfluß dieser „Schicht“ – Richtung wäre vielleicht ein schon zu präziser Ausdruck – ist unterm Kirchenvolk und in der Hierarchie in dem Maße gewachsen, in dem die mit der nachkonziliaren Entwicklung in der einen oder anderen Weise *Unzufriedenen* zugenommen haben und auch so mancher von denen, die den ursprünglichen Aufbruch mitgetragen haben, zu ihnen gestoßen ist.

Der eine will sich mit dem scheinbar geheimnislos, mystikfeindlichen Gottesdienst nicht abfinden, auch wenn es eigentlich nur darum ginge, den Gemeinschaftscharakter der Messe von ihrer sakramentalen Natur und Struktur her zu akzeptieren und die eigene, allzu individualistische Frömmigkeit zu überwinden; dem anderen experimentiert der eine oder andere Kaplan oder Pfarrer

zu viel. Der dritte hört in Predigten oder Vorträgen etwas, das nicht in *seinen* Horizont von Rechtgläubigkeit paßt und meldet es gleich nach Rom. Wieder anderen kommt im Unterricht oder in bestimmten Religionsbüchern Gott nicht genügend vor, oder sie wittern Verunsicherung des „frommen“ Volkes durch überhebliche Laien oder aufmüpfige Theologen, obwohl zum recht-verstandenen Gehorsam auch einmal das Ins-Angesicht-Widerstehen (vgl. Gal 2, 11) gehören kann.

Sie klagen über mangelnden Gehorsam, mangelnde Rechtgläubigkeit, vergrößern gewagte Behauptungen – wo passieren solche nicht täglich auch beim Frömmsten und Rechtgläubigsten – zur vollendeten Häresie. Sie bombardieren die Bischöfe mit Briefen oder wenden sich, wenn diese nicht reagieren, gleich nach Rom. Römische Behörden wiederum beklagen sich bei den Bischöfen oder Ordensoberen, diese würden die jeweils Ihrigen nicht rechtzeitig und klar genug zurechtweisen. Und weil so Bischöfe und Ordensobere fürchten, in dieser oder jenen römischen Kongregation unangenehm aufzufallen, reagieren sie in *vorauseilendem Gehorsam* von sich aus so, daß nicht nur die besorgten „Frommen“ halbwegs zufrieden sind, sondern die Beanstandeten kleinlauter werden und das in der Kirche dann noch Diskutierbare sich auf einen schmalen Korridor wenig aufregender Kontroversen reduziert: Obwohl Auseinandersetzung nicht nur innerkirchlich der weiteren Klärung und Vertiefung des Glaubens guttäte, sondern der großen, lethargisch und gleichgültig zu sehenden Masse von Zeitgenossen hin und wieder dazu verhelfen könnte, auf das existentielle *Gewicht von Glaubensfragen* aufmerksam zu werden.

Hinzu kommt die alte und immer noch aktuell blutende Wunde, die das Konzil nicht einmal berühren durfte, die aber seither um so mehr Gläubige zu Gläubigen, Gläubige zu Hirten, aber gelegentlich auch Hirten zu Hirten in Gegensatz bringt: die ach so katholische *Fixierung auf Sexualthemen*. Nun ist es bei Gott nicht so, daß die Kirche in diesem Bereich nichts Dringendes zu sagen hätte und alles, was diesbezüglich öffentlich und im Persönlichen geschieht, frei von Sünde wäre und in allem der Menschenwürde und der Achtung des Nächsten entspricht. Aber hier mischen sich alte mit neuen Engführungen. Gerade die alten – die Sexualmoral betreffend – scheinen gegenwärtig sogar wieder besonders akut zu werden, da sich die lehramtlichen Beanstandungen von moraltheologischen Positionen mehren und so gut wie in jeden personellen oder sonstigen kirchlichen Konflikt Fragen der Sexualmoral im weitesten Sinne hineinspielen. Da aber viele in Teilfragen der kirchlichen Sexualmoral insofern keine im strengen Sinn moralische Fragen sehen, als gut und böse im Verhalten und im Umgang der Geschlechter zueinander sich nicht im biologischen Vorgang als solchem und deswegen auch nicht in dessen Manipulierung ereignen, sondern wie in anderen Verhaltens- und Handlungsbereichen auch *im Maß gegenseitiger Achtung* und gegebenenfalls im gemeinsamen Einstehen für die Folgen, wirkt die bekannte Fixierung auf diese

Thematik und die kirchenamtliche Begründung der Normen nach wie vor nachteilig auf die Glaubwürdigkeit des kirchlichen Urteils auch in anderen Fragen.

Indessen sind selbst einer Päpstlichen Akademie der Wissenschaften, die sonst in voller Freiheit und Unabhängigkeit arbeiten kann, in Fragen, die im weitesten Sinn „*Humanae vitae*“ betreffen, die Hände gebunden. Und jedesmal, wenn ein Dokument zu einer der Fragen dieses Bereichs angekündigt wird – etwa die neuere Fortpflanzungsmedizin betreffend –, geht ein Raunen durch die Reihen der einschlägigen Experten, was wohl diesmal wieder z. B. zur künstlichen Befruchtung zwischen verheirateten Partnern – gesagt werden wird.

Aber hier geht es nicht um die sexualethische Problematik und deren kirchenamtliche Darstellung in sich als um deren Auswirkung auf die kirchliche Personalpolitik. Denn dort treffen sich am deutlichsten die Bevorzugung eines bestimmten Frömmigkeitstypus und die sorgfältig überprüfte Standfestigkeit in sexualethischen Fragen, diese wiederum im weitesten Sinne verstanden: Wer – und sei es auch nur andeutungsweise – den Zölibat einmal für revidierbar gehalten hat, wer gegenüber „*Humanae vitae*“ die Berufung auf das persönliche Gewissen unterstützt hat oder wer für den Diakonat der Frau oder gar in einer absehbaren Zukunft die Ordination von Frauen für möglich hält, hat nach den gegenwärtig geltenden Sachkriterien bei Bischofsernennungen wenig Chancen in ein höheres kirchliches Amt zu kommen.

Und neben den tief Frommen scheinen auch die sentimental Frommen oder die wie immer aufrechten Kämpfer durchwegs den Vorzug zu erhalten vor vorsichtigen, aber konsequenten Dialogikern oder beginnen diese abzulösen, soweit dies nicht längst schon geschehen ist.

Es ist abzusehen, wie sehr kirchliches Leben sich dadurch wieder auf Autoritätsstrukturen verengen wird, zumal das Element der Überraschung gegenwärtig zum Stilmittel der Kirchenpolitik zu werden scheint. Die Überraschung trägt den Stempel besonderer Erleuchtung, die bei den sentimental Frommen übermäßigen Eindruck macht; gleichzeitig lassen sich so abwägende Beratung und gremiale Mitverantwortung ausschalten. Die langfristigen Folgen werden nicht ausbleiben, zumal in einer Zeit, in der technisch und verwaltungsmäßig verfeinerte Kommunikationssysteme die weltweite Vereinheitlichung begünstigen. Die im Konzil neuerworbene Katholizität konnte so inhaltlich wie regional bald wieder einer übersteigerten Einheitsidee zum Opfer fallen.

Die Kirche ist trotz Aktivierung der Laien nicht welthaltiger geworden

Dies ist aber der vermutlich noch weniger bedeutende Teil einer gegenwärtig sich abzeichnenden Entwicklung. Denn aus der Dynamik des Konzils leitet sich noch ein zweiter Entwicklungsstrang her. Während jedoch die eben genannten Syndrome sich als Rückwirkungen auf bestimmte Wirkungen des Konzils erklären, hat dieser

andere Entwicklungsstrang wenigstens in seinen Ursprüngen mit dem Konzil selbst zu tun.

Das Konzil war nicht nur der große Aufbruch zu einer neuen Zeit- und Weltoffenheit. Seine wesentlichste „Leistung“ war eine *neue Selbstvergewisserung der Kirche*: Wer weit nach außen geht, muß zugleich tief nach innen gehen – der Ausdruck stammt in dieser Formulierung von *Walter Dirks*. Wenn die Kirche ihr Weltverhältnis neu bestimmen und auf eine tragfähige Grundlage stellen wollte, mußte sie sich erst ihrer selbst vergewissern, sich und der zeitgenössischen Umwelt verdeutlichen, wer sie im Sinne des göttlichen Stifters ist und wie sie ihren Auftrag versteht. Die Kirche hat dabei ihr Selbstverständnis ganz aus ihrem – sakramentalen – Geheimnischarakter heraus entwickelt und von dort zu einer *neuen Gemeinschaftsfrömmigkeit* des kirchlichen Lebens (Volk-Gottes-, Communion-Theologie) gefunden.

Das bedeutete zunächst keineswegs Introversion, sondern Selbstdefinition von ihrem Auftrag her. „Zeichen und Werkzeug für die innige Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der Menschheit“ (Lumen gentium 1): damit bestimmte das Konzil durch das, was zum Wesen der Kirche zu sagen war, zugleich ihren Auftrag. Die Kirchenlehre des Zweiten Vatikanums war trotz der Wendung nach innen auf Sendung, auf Mission gerichtet. Sendung war dabei keineswegs supranaturalistisch verstanden, gewissermaßen als eine *Ecclesia ex machina*, die der Welt und der Menschheit übergestülpt wird, sondern die der Welt so eingestiftet ist, daß in ihr die Menschheit ihre innerste Einheit finden soll.

Damit war auch gesagt, daß die irdischen Wirklichkeiten als Reich des Menschen mit ihrer eigenen Würde als Schöpfung Auftrag der Kirche sind und sie die Spuren Gottes dort sichtbar machen soll. Freilich bedeutete die Konzentration des Konzils auf die Kirche auch: intensive Beschäftigung der Kirche mit sich selbst. Man kann darüber streiten, ob das schon bald nach dem Konzil beklagte Gerangel um innerkirchliche Fragen und die gleichzeitige Lähmung der katholischen Kräfte im gesellschaftspolitischen Bereich noch dadurch verstärkt wurde, daß das Konzil in *Fragen der praktischen Kirchenreform* selbst hinter niedrig angesetzten Erwartungen zurückblieb. Jedenfalls hat sich der Streit in innerkirchlichen Autoritäts-, Struktur- und Mitverantwortungsfragen wenigstens vorübergehend noch mehr erhitzt.

Aber bei der *Wendung nach innen* ist es auch nach dessen Abklingen – wer ereifert sich heute noch über Räte, über im Alleingang vollzogene Bischofsernennungen, selbst über gemäßregelte Theologen oder Laien, über das Ministrantinnenproblem vielleicht – noch geblieben. Vermutlich hat sich der Trend sogar noch verstärkt. Denn zunächst einmal hat sich etwas vollzogen, was vom Konzil her niemand erwartet hatte. Eines der großen Anliegen war die *Aktivierung des Laien*, und zwar nach innen und außen – als Stütze eines verlebendigten Kirchenlebens und als Träger gesellschaftlicher Verantwortung. Nun sind in der Zeit seit dem Konzil die Laien inner-

kirchlich sicher aktiver geworden, auch wenn der Laie als wirklich selbstverantwortliches Subjekt, als Berater und Mitwirkender *aus eigenem Recht* innerkirchlich erst noch in sehr schwachen Formen akzeptiert ist. Aber *zurückgegangen* anstatt daß sie sich gesteigert hätte, ist seine prägende Wirksamkeit in der Gesellschaft. Das hängt mit der autonomen Entwicklung des gesellschaftlichen Lebens zusammen, ist aber doch zugleich auch eine *innere Schwäche der Kirche* insofern, als gerade auch die Laien bei akuten Problemen in Spannungsfeld von Kirche und Gesellschaft, von Glaube und Zeugnis sich als unfähig erwiesen haben, schwierige Probleme des gesellschaftlichen Wandels auf den Punkt zu bringen und dabei zu einer Stimme zu werden, die, sei es in der öffentlichen Auseinandersetzung, sei es bei der Gesetzgebung, auch gehört wird. Wo waren die Katholiken – Kleriker und Laien – während der Aufwallungen des Neomarxismus und – um nur ein Beispiel zu nennen – emanzipatorischer Erziehungstheorien in den späten sechziger und in den siebziger Jahren, und wo sind sie jetzt bei den neuen Debatten rings um den § 218 über das Selbstbestimmungsrecht der Frau? Man streitet nicht, sondern zerschneidet Tischtücher.

Das kann man in der demokratischen Auseinandersetzung zwischen Parteien. Dort ist solches Verhalten ein legitimes Stilmittel politischer Klärung. Auch die kirchliche Amtsautorität kann deutlicher absetzen: der Klarheit der Lehre wegen. Aber wo es ums Glaubenszeugnis geht, muß man sich mit den Motiven der Betroffenen beschäftigen. Nur dann besteht die Chance, daß man selbst verstanden wird. Wer das will, muß tiefer einsteigen in den Wandel der Strukturen und Überzeugungen und in dahinter sich verbergenden Gründen und Begründungen. Dafür scheint aber in der Kirche gegenwärtig niemand den nötigen Atem – das nötige Selbstvertrauen? – zu haben.

Atmosphärische Veränderungen mit dem Schein von Zukunft

Überdies gibt es zunehmend ein *innerkirchliches Ungleichgewicht* besonderer Art: die gesellschaftliche Umgebung der Kirche – dazu gehören auch Politiker und Verbandsinteressenten – erwarten Stellungnahmen vom kirchlichen Amt. Die – vor allem bischöflichen – Amtsträger, aber auch der Papst stellen sich gerne diesen Anforderungen. Auf diese Weise dehnt sich die Kompetenzkompetenz des Amtes gerade in gesellschaftlich-politischen Fragen weit aus. Auch dies ist mit ein Grund für die öffentliche Depotenzierung – Entkräftigung – von Laien. Die Folge ist eine kirchliche Gesellschaftspräsenz vornehmlich in Papierform – durch kirchenamtliche Erklärungen – anstelle von von Laien getragenen Handlungsstrategien in den diakonisch und zeugnishaft zu beakkernden Bereichen und Problemfeldern.

Hinzu kommen beachtliche *atmosphärische Veränderungen* – und zwar solche aus der Kirche und solche aus der Gesellschaft –, die zusammenwirken. In der Kirche

wächst das Bedürfnis nach mehr Innerlichkeit – mit Chancen der Glaubensvertiefung, die nicht unterschätzt werden und nicht einfach als Ermüdungserscheinung nach einer längeren Phase innovatorischer Auf- und Ausbrüche abgetan werden können. Aber es nimmt damit auch zu ein sentimentales Bedürfnis nach „Beheimatung“ und *heiliger Seelenwelt* – eine Mischung aus religiösem Narzißmus und Schutzbedürftigkeit vor den Wechselfällen des Lebens. Die Kirche als Zufluchtsort, *nicht als Exodus* scheint gegenwärtig, folgt man demoskopischen Umfragen, die Leiterwartung in der älteren wie in der jüngeren Generation zu sein. Diese Tendenz wird von außen durch Stimmungen verstärkt, die Abwendung von den komplizierten Gesetzmäßigkeiten eines spätindustriellen Lebensgefüges signalisieren.

Stimmungen der Vernunftabkehr werden so kirchlich häufig zur Rechtfertigung von Weltabkehr. Zudem kehren die gegenwärtig haufenweise anzutreffenden *vorrationalen Simplifizierungen komplizierter Probleme* aus der allgemeinen, vor allem Jugendliche ansprechenden öffentlichen Meinungsbildung als *fundamentalistische Übersteigerungen* – und zwar von rechts und links – im kirchlichen Bereich wieder. „Christus ist die Lösung aller Probleme“, so kann man nicht nur gelegentlich bei Evangelikalen oder in Sendungen der amerikanischen Electronic Church hören, sondern auch bei Papstaudienzen und von manchem Bischof. Und wie hat *Kuno Füssel* jüngst in Aachen gesagt: Die Gesetze der Wirtschaft hätten sich gefälligst dem Gesetz des Evangeliums zu fügen, als ob im ganzen Neuen Testament sehr viel mehr über Wirtschaft stünde als die Bejahung der Steuerpflicht (vgl. Mt 22, 19f. und Röm 13, 6) und einer Bevorzugung der „Armen“, denen in besonderer Weise die Heilstaten Jesu gelten. Aber grüner oder sozialradikaler Neokonservatismus und katholischer, spirituell und frömmigkeitlich begründeter Altkonservatismus vertragen sich durchaus, wenn es um das immer wieder begründbare, aber eben nicht zu verabsolutierende Mißtrauen gegen die weltlichen, technischen, wirtschaftlichen, kulturellen Fortschritt ordnende Vernunft geht.

Die Kombination hat sogar den *Schein von Zukunft* für sich: neue Nachdenklichkeit, Entthronung der instrumentellen Vernunft, Betroffenheit gegenüber den Gefährdungen des Lebens, neue Sinnsuche sind die Stichworte. Kirchlich wird das rasch gedeutet als Hunger nach Transzendenz, als Bedürfnis nach seelischer Ergänzung, als Rückkehr des Heiligen. Und nimmt alles in allem: als soliderer, weil frömmere und tieferer Ansatz für eine auf das gesellschaftliche Umfeld ausstrahlende religiöse Erneuerung aus kirchlichem Geist. Doch Erneuerungsansätze sind zwar da, vor allem in den verschiedenen „neuen“ geistlichen Bewegungen; auch wenn diese selbst noch zu sehr Ausdruck eines „Rückzugs aufs Religiöse“ in einem die existentielle Dynamik des Menschen verengenden Sinn sind, um bereits auf das säkulare Umfeld der Kirche auszustrahlen. Aber das Grundproblem: die Gefahr der Verengung auf einen bestimmten von

zeitgenössischen Grundströmungen und innerkirchlichen Wunschvorstellungen *bevorzugten Frömmigkeitstyp* wird vielfach übersehen. Und der sehr selbstzufriedene, auf Tröstung in der kirchlichen Kuschelecke ausgerichtete Geist offenbar auch. In Wirklichkeit zeichnet sich darin zwar keine neue Gettoisierung im Sinne der alten „Autorität und Präzision“ ausstrahlenden Geschlossenheit ab. Diesbezüglich trifft heute noch zu, was Hans Maier auf die Frage „Rückmarsch ins Getto?“ vor rund 13 Jahren antwortete: dies sei eine „schwarze Legende“. Für die Rückkehr ins Getto der alten Geschlossenheit, dazu ist schon zu vieles und zu Unterschiedliches gewachsen und sind die geschilderten atmosphärischen Veränderungen in sich zu widersprüchlich. Aber sie könnten uns in Verengungen führen, die die Kirche ärmer machen, als sie in der alten Geschlossenheit war.

Den säkularen Menschen in den Mittelpunkt rücken

Wie diese Verengungen vermeiden bzw. aus ihnen herauskommen? Drei Dinge dürften dafür wichtig sein:

Ein Erstes: In der Kirche braucht es Raum für eine *Vielzahl* von Frömmigkeitstypen und Spiritualitäten. Es darf nicht ein Typus der schlechthin beherrschende und amtliche sein, denn katholischer Glaube kann auf vielerlei Weise gelebt werden, sonst wäre er nicht katholisch. Geschichtlich stehen die Orden für die verschiedenen Spiritualitäten. Sie haben sich aber – sieht man von den strengen Mönchsorden ab – in der Gegenwart eher einander angeglichen. Sie verkörpern auf jeden Fall nicht die Vielfalt, die heute das katholische Christentum braucht, damit es nicht in der Vielzahl beliebiger Lebensentwürfe untergeht.

Die diesbezügliche Vielfalt kann sich regional oder am selben Ort nach *unterschiedlichen Glaubensweisen* ausdrücken. Was Afrikaner aus ihrem religiösen Empfinden heraus entwickeln, muß in der Kirche ebenso Platz haben wie die oft wenig nach traditionellen kirchlichen Mustern – monastischen, zölibatären – geprägte Glaubenswelt eines europäischen Alltagschristen. Keiner von beiden ist deswegen unchristlich oder kirchlich Randsiedler. Und wenn in Lateinamerika Menschen im sozialen Elend Auferstehung als Befreiung feiern, kann ihr Christendasein, in Glaube, Hoffnung und Liebe gelebt, trotzdem ganz ursprünglicher Glaubensvollzug sein und muß nicht als revolutionär-marxistische Verfremdung diskreditiert werden. „Marianer“ haben – auch in sentimentalischen Formen – Platz neben nüchterner Weltfrömmigkeit. Nur darf man nicht meinen, eine vor allem das Gefühl ansprechende Marienfrömmigkeit überwinde alle Probleme, die Christen in Kirche und Welt vorfinden. Und vor allem gibt es kein Frömmigkeitsmonopol, weder für Ordens- noch für Weltchristen, weder für Amtsträger noch für Laien, weder des Intellektuellen noch des vor ihnen zu schützenden „einfachen Volkes“. Frömmigkeit mißt sich weder an der Zahl der täglichen Gebete noch an Treuebekundungen zu Papst und Bischöfen, und

selbst der regelmäßige Gottesdienstbesuch ist nur *ein* wesentlicher Indikator dafür. Frömmigkeit und Ethos dieser säkularen Menschen sind nicht von vorneherein unfrömmelicher als die frommen Übungen religiöser „Spezialisten“. Davon muß auch etwas in die Spiritualität der Kirche, auch in die Spiritualität der Amtsträger eingehen.

Ein Zweites: Gerade dieser *säkulare Mensch* verdient es, daß er Mittelpunkt aller Bemühungen der Kirche um die heutige Welt wird. Er scheint – erst so kurze Zeit nach dem Zweiten Vatikanum wirklich erstaunlich – dort, wo kirchliche Strategien entwickelt werden, *am meisten vergessen* zu sein. Er ist aber nicht nur die zahlreichste Bevölkerung, mit der es kirchliche Verkündigung zu tun hat. Er findet sich überall: außerhalb der Kirche, aber auch in ihr und nicht nur an deren Rändern, unter Nichtchristen wie unter Christen. Wie die Kirche mit ihm umgeht, wie sie ihn anzusprechen versteht, davon wird weitgehend die Zukunft des Christentums, wenigstens jetzt bei uns in Europa, aber schon jetzt und später noch mehr auch anderswo abhängen. Damit *er* aufhorcht, wenn Kirche Glauben verkündet, auslegt, bezeugt, bedarf es des geduldigen Dialogs, des respektvollen Umgangs mit seinen menschlichen Gaben und Aufgaben ebenso wie der Herausforderung durch den bewußten Kontrast. Wir brauchen also gerade im Blick auf ihn nicht nur unterschiedliche Glaubensweisen, sondern auch eine *Vielfalt von Glaubenszeugnissen*: Dialogiker sind hierfür ebenso unentbehrlich wie solche Gruppen und Gemeinschaften, die *ihr* Christentum bewußt im Kontrast zu den herrschenden Gewohnheiten leben. Unverzichtbar ist aber, daß dem in der säkularen Vernunft und ihren Konstrukten lebenden Menschen Glaube und Frömmigkeit nicht supranaturalistisch übergestülpt werden und auch nicht nur an Gesinnung und Gefühl appelliert wird, sondern daß die Kirche mit *seiner* Vernunft auf die Suche geht, damit diese sich dem Glauben öffnet.

Und ein Drittes: Die Anerkennung der (relativen) *Eigenständigkeit der irdischen Sachbereiche* darf weder bewußt noch unbewußt, weder direkt noch indirekt durch kirchliche Verkündigung zurückgenommen werden: und zwar sowohl soweit sie Ausdruck der Schöpfungsordnung als auch soweit sie das geschichtliche Ergebnis arbeitsteiliger Gesellschaften ist. Was dann jeweils zu tun ist bzw. was als kirchliche Position zu einem wirtschaftlichen, sozialen, technischen Problem, was als Wort zur Asylantenfrage, zur Friedenssicherung oder zur Kernenergie kirchlich verantwortbar ist, kann jeweils nur im Gesprächsprozeß aus Einsicht in die jeweiligen Sachverhalte in Verbindung mit den aus Vernunft und Glaube kommenden sittlichen Regeln erarbeitet werden. Insofern ist die Anerkennung der Autonomie der weltlichen Bereiche für das Christentum selbst heute so notwendig wie die Gewaltenteilung für den modernen demokratischen Staat. Über den Weg der gemeinen Vernunft muß auch der Glaube, auch wenn der letztere die erstere um ein Unendliches übersteigt. Alles andere ist Flucht.

David Seeber